

Rationalitätsstandards in den Naturwissenschaften und das Projekt einer realistischeren Theologie

Dirk Evers

1. Vorbemerkungen

Ein wesentliches Hindernis für viele Zeitgenossen, sich in ein positives Verhältnis zu Glauben und Religion zu setzen, dürfte darin liegen, dass der geschichtliche Aufstieg der europäischen Naturwissenschaften durch das aus ihnen folgende Wirklichkeitsverständnis keinen Raum für Gott und die als eigentlich wahrgenommenen Gegenstände der Religion wie Wunder, Gebetsanhörung, höhere Weisheit oder Offenbarung, ewiges Leben u. a. mehr lässt. Religion und Glaube können allenfalls als nützliche, aber angesichts der Erklärungsleistung der Wissenschaften im Grunde fiktive Hilfsmittel zur Lebensgestaltung von Individuen und Gemeinschaften gelten, denen weder wirkliche Erklärungsleistungen, noch echter Wirklichkeitskontakt oder daran ausweisbare Wahrheitsfähigkeit zugetraut werden. Und die sie begleitenden, stützenden und propagierenden Institutionen werden als mehr oder weniger verdienstvolle Sozialagenturen verstanden, die soziale und kulturelle Bedeutung für entsprechend veranlagte Individuen haben, in der Pflege ihrer traditionellen Inhalte aber vornehmlich auf die Vergangenheit und besonders auf die vor-wissenschaftliche Vergangenheit der europäischen Kulturgeschichte bezogen sind. Die Folge ist ein sich am naturwissenschaftlich geprägten Realismus orientierendes Einziehen von immer kurzreichweitigeren Transzendenzen, so dass für religiösen Glauben im Sinne eines Gottesverhältnisses und einer darauf fußenden vertrauenden Grundeinstellung zur Wirklichkeit als Resonanzraum der eigenen Existenzfragen und damit zu einer letzten Sinnperspektive auf das Ganze, in der auch die eigene Frage nach dem Glück, nach der eigenen Aufgabe und nach einem gelingenden Leben mit aufgenommen ist,¹ keine Grundlage mehr vorhanden ist.

¹ Vgl. dazu Holm Tetens' Bestimmung von Philosophie und Metaphysik: »Philosophie fragt nach der besonderen Stellung des Menschen im Ganzen der Wirklichkeit, und sie fragt danach vor dem Hintergrund der Suche des Menschen nach dem Glück und einem

Ratifiziert wird dieses Verständnis des Realen durch die Methodik und den Erfolg der Naturwissenschaften. Die Sistierung eines göttlichen Faktors in der empirischen Welt brachte für die Erforschung und technische Beherrschung der Naturprozesse durch die Naturwissenschaften keinerlei Nachteile, sondern führte im Gegenteil dazu, dass die Verhältnisse sich lichteten, der Charakter der Natur als eines sich selbst erhaltenden Zusammenhangs absichtsloser Kräfte immer deutlicher hervortrat, nicht nur die *beschreibenden* Gesetze der Umschwünge der Himmelserscheinungen, der klassischen *φαινόμενα* gerettet werden konnten, sondern auch die *genetischen* Fragen nach der Entstehung des Sonnensystems, nach der Entstehung der Lebewesen und des Menschen durch natürliche Zuchtwahl und nach den biochemischen Prozessen, die uns entstehen, leben und vergehen lassen, beantwortbar wurden. Beginnend mit der frühneuzeitlichen methodischen Formel des *etsi deus non daretur*,² die sich in einem ungeahnten Maße bewährt und bestätigt hat und die sich in dem elaborierten technischen Korsett niederschlägt, mit dem wir unsere Existenz im Rahmen der so verstandenen Wirklichkeit stützen, erhalten und durch immer neue Möglichkeiten erweitern, kommt es in der Konsequenz zu dem, was Charles Taylor den rein immanenten Rahmen genannt hat, so dass man heute »tatsächlich in einer Welt leben [kann], die allerorten die Abwesenheit Gottes zu verkünden scheint«³. Man kann diese reine Immanenz der Wirklichkeit geradezu sinnlich erfahren. Das ist in der Tat eine bemerkenswerte Leistung, und das sage ich als stark naturwissenschaftlich geprägter Zeitgenosse ohne ironischen Unterton. Die europäische Moderne gibt uns im Zusammenspiel von Wissen, neuem Selbstverstehen und Pragmatik die Wirklichkeit in einem neuen Licht und in einer Geschlossenheit zu erkennen und stellt zugleich Mittel für den Umgang mit ihr bereit, hinter die zurückzugehen kaum jemand wollen dürfte, der etwas von ihrer aufklärerischen Helle erfahren und von ihren Möglichkeiten profitiert hat.

gelingenden Leben« (HOLM TETENS, Gott denken. Ein Versuch über rationale Theologie, Stuttgart ³2015, 16).

² Sie wird im Allgemeinen auf Hugo Grotius zurückgeführt, auch wenn sie so in seinem Werk nicht auftaucht. Immerhin sind spätestens seit dem Mittelalter Debatten bekannt, in denen es zu den Vollkommenheiten der Schöpfung gerechnet wird, dass diese funktioniert, als gäbe es keinen Gott. Hugo Grotius hat damit dann die Gültigkeit und Vollkommenheit des Naturrechts begründet. Dieses gilt auch dann, »wenn man annehme – was freilich ohne die größte Sünde nicht angenommen werden darf –, dass es keinen Gott gäbe oder dass er sich um die menschlichen Belange nicht kümmere: etiamsi daremus, quod sine summo scelere dari nequit, non esse Deum, aut non curari ab eo negotia humana« (HUGO GROTIUS, De jure belli ac pacis, libri tres, hg. v. Johannes F. Gronovius, Amsterdam 1720, X [Prolegomena Nr. 11]).

³ CHARLES TAYLOR, Ein säkulares Zeitalter, Frankfurt a.M. 2009, 630.

Gestützt wird die mit dieser Wirklichkeitserfahrung verbundene Sicht von Religion und Glaube durch Erzählungen, durch Narrative darüber, wie »wir allmählich hierhin gekommen sind und einen früheren Zustand überwunden haben«⁴. Die Geschichte der Naturwissenschaften wird als eine große Erzählung inszeniert, wie es der Menschheit nach und nach wie Schuppen von den Augen fällt und die neue, wissenschaftliche Sicht der Wirklichkeit gegen die Schurken, zu denen vor allem die machtförmig organisierten religiösen Institutionen mit ihrem Anspruch auf autoritative Wirklichkeitsdeutung gehören, die an ihrer Deutungshoheit um jeden Preis festhalten wollen, in paradigmatischen und letztlich immer siegreichen Kämpfen durchgesetzt wird. Die vielen Ursprungslegenden der Wissenschaftsgeschichte gehören hierher, von denen die zu Nikolaus Kopernikus, Galileo Galilei und Charles Darwin die bekanntesten sind.⁵ Geschildert wird diese Geschichte als Folge immer hilfloser werdender Rückzugsgefechte, die in immer neuen Volten der Getriebenen enden, die sich auf die eine oder andere Art in scheinbar gesicherte Reservate zu retten suchen. Sehr schön hat dies John Updike in seinem Roman »Das Gottesprogramm« seinem Protagonisten, dem barthianisch sich gebenden Theologieprofessor Roger Lambert in den Mund gelegt:

»Wenn sich die Theologie an der Naturwissenschaft vergreift, verbrennt sie sich stets die Finger – im sechzehnten Jahrhundert an der Astronomie, im siebzehnten an der Mikrobiologie, im achtzehnten an Geologie und Paläontologie, im neunzehnten an Darwins Evolutionsbiologie. Immer wurde das Weltbild schier unfäßlich erweitert, während die Kirchenmänner sich duckten, in immer kleineren und schattigeren Nischen Zuflucht suchten, sich zuletzt in den düsteren, vieldeutigen Tiefen der Seele verkrochen, wo ihnen nun die Neurologie grausam zusetzt, sie aus den Falten des Gehirns hinausspült wie der Wasserstrahl die Holzläuse aus dem Bretterstapel.«⁶

⁴ A. a. O., 56.

⁵ Vgl. zu Kopernikus: MARTIN CARRIER, Nikolaus Kopernikus, München 2001 und RICHARD SCHRÖDER, Die Bibel im Streit um Copernicus, in: Berichte und Abhandlungen Bd. 14 (BBAW 14), hg. v. Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Berlin 2008, 51–86; vgl. zu Galilei: HANS BIERI, Der Streit um das kopernikanische Weltsystem im 17. Jahrhundert. Galileo Galileis Akkomodationstheorie und ihre historischen Hintergründe: Quellen – Kommentare – Übersetzungen (Freiburger Studien zur Frühen Neuzeit 9), Bern ²2008 und RICHARD SCHRÖDER, Wissenschaft contra Religion? Zum Fall Galilei, in: Die Normativität des Wirklichen. Über die Grenze zwischen Sein und Sollen (Robert Spaemann zum 75. Geburtstag), hg. v. T. Buchheim / R. Schönberg / W. Schweidler, Stuttgart 2002, 112–154; vgl. zu Darwin: Der Darwinismus-Streit (Weltanschauung, Philosophie und Naturwissenschaft im 19. Jahrhundert 2), hg. v. K. Bayertz / M. Gerhard / W. Jaeschke, Hamburg 2007.

⁶ JOHN UPDIKE, Das Gottesprogramm. Rogers Version, Reinbek bei Hamburg 1993, 44.

Dass Religion als solche nicht verschwindet, sondern in zum Teil gewandelter, zum Teil sehr archaischer Form fortbesteht, steht nur in bedingter Spannung zu dieser Sicht der Moderne. Die bleibenden religiösen Vorstellungen werden als Atavismen verstanden, und zwar als Atavismen mit einer eigenen Hartnäckigkeit, weil sie zum einen einem Sinnbedürfnis der Menschen entgegenkommen, das durch kognitive, soziale und psychologische Strukturen geprägt ist und für viele Individuen schwer abgelegt werden kann, und weil sie zum anderen durch Institutionen gestützt werden, die durch frühkindliche religiöse Indoktrination Menschen an sich binden und die gesellschaftlich mehr beanspruchen und denen mehr zugestanden wird, als ihnen eigentlich zukommt. Kognitive, empirische Religionsforschung setzt an genau diesem Punkt an.⁷

Updike beschrieb die Rückzugsgefechte und die Volten der Theologie, denen nachzugehen einen eigenen Vortrag wert wäre. Ich denke, dass in den Standarddarstellungen der Theologiegeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts gerade in dieser Hinsicht einige Differenzierungen angebracht werden könnten und sollten. Sehr grob und holzschnittartig lassen sich drei Grundhaltungen in der deutschsprachigen protestantischen Theologie unterscheiden.⁸ Zum einen finden sich *metaphysisch-rationalistische* Ansätze, die naturwissenschaftliche Erkenntnis zum Ausgangspunkt ihrer Überbietung durch theologische Konzepte nehmen, die aber in der Gefahr stehen, in einen problematischen Supranaturalismus oder einen unplausiblen metaphysischen Rationalismus abzugleiten. Von ihnen setzen sich zum anderen *subjektivitätstheoretische* oder *phänomenologische* Ansätze ab, die sich auf eine unterstellte vorfindliche Struktur christlich frommen Selbstbewusstseins gründen und durch eine »Entsubstantialisierung der Aussagen des frommen Subjekts«⁹ theologische Debatten von naturwissenschaftlicher Erkenntnis abkoppeln. Und zum Dritten gehören *offenbarungstheologisch* begründete, *hermeneutische* Theologien hierher, die etwa von verschiedenen Sprachspielen oder Grammatiken sprechen, denen Religion, Theologie und Naturwissenschaften jeweils gehorchen, so dass auch hier eine Abkoppelung stattfindet und es z. B. für Karl Barth in Sachen Schöpfung »schlechterdings keine

⁷ Vgl. den Forschungsüberblick bei JUSTIN L. BARRETT, *Cognitive Science of Religion: Looking Back, Looking Forward*, in: *Journal for the Scientific Study of Religion* 50, H. 2 (2011), 229–239 und als einen naturalistischen Protagonisten kognitiver Religions-theorie PASCAL BOYER, *The Fracture of an Illusion. Science and the Dissolution of Religion* (RThN 20), hg. v. T. M. Schmidt / M. G. Parker, Göttingen 2010.

⁸ Vgl. dazu vom Verf.: DIRK EVERS, *Neuere Tendenzen in der deutschsprachigen evangelischen Dogmatik*, ThLZ 140, H. 1/2 (2015), 3–22.

⁹ NOTGER SLENCZKA, *Flucht aus den dogmatischen Loci. Das Erbe des 20. Jahrhunderts. Neue Strömungen in der Theologie*, in: *zeitzeichen* 14 (2013), 45–50, 47.

naturwissenschaftlichen Fragen, Einwände oder auch Hilfsstellungen geben kann«¹⁰.

Alle drei Ansätze haben geradezu unverzichtbare Wahrheitsmomente, führen aber je für sich genommen die Theologie nach meiner Überzeugung in aporetische, für die Frage nach Gott im Zusammenhang wissenschaftlicher Wirklichkeitserkenntnis letztlich sprachlose Konstellationen, die es verhindern, dass weite Teile unserer europäischen Gesellschaften vor dem Hintergrund ihres Wirklichkeits- und Wahrheitsverständnisses überhaupt einen Zugang zu diesen Antworten gewinnen können. Ob es die Unterscheidung von Fakten und Deutung, von Gegenstandsrationalität und Subjektivität, von Seinsurteilen und Werturteilen, von Offenbarung und Weltweisheit ist, gemeinsam ist der Grundtenor jedenfalls in der deutschsprachigen Theologie gewesen – um es mit Schleiermacher zu sagen –, »daß jedes Dogma, welches wirklich ein Element unseres christlichen Bewußtseyns repräsentirt, auch so gefaßt werden kann, daß es uns unverwickelt läßt mit der Wissenschaft«¹¹. Das dürfte für viele Zeitgenossen wenig plausibel sein, weil im Zusammenhang eines neuzeitlichen Wirklichkeitsverständnisses vielmehr gilt, dass es kaum irgendeinen Bereich menschlicher Existenz geben dürfte, dessen Beschreibung nicht mit den empirischen Wissenschaften auf die eine oder andere Art verwickelt ist.

Um echten und zugleich erkenntnistheoretisch aufgeklärten Problemkontakt zwischen den empirischen Wissenschaften und den Deutungen der Religion sowie der Orientierungsleistung religiösen Glaubens herzustellen, dürfte es unerlässlich sein, sich mit den Rationalitätskriterien auseinanderzusetzen, denen die Naturwissenschaften *faktisch* gehorchen. Ziel sollte es sein, einen pluralen, offenen Realismus für die Theologie wiederzugewinnen, der empirische Erkenntnis so ernst nimmt, wie sie es verdient, und zugleich für das, was Glaube und Religion an ihr und mit ihr zur Geltung bringen möchten, so offen ist, dass sie als in einem nachvollziehbaren Sinne realistische Zugänge zur faktischen Wirklichkeit und zur eigenen Existenz expliziert werden können.

Dazu möchte ich einige wenige Schlaglichter auf wissenschaftstheoretische Debatten werfen, die uns die Differenziertheit dessen, was naturwissenschaftliche Rationalität heute darstellt, vor Augen führen, um dann im Schlussteil Leitlinien einer realistischeren Theologie zu entwerfen, die sich eher unter

¹⁰ KARL BARTH, Die kirchliche Dogmatik III/1. Die Lehre von der Schöpfung. 1. Teilband: Das Werk der Schöpfung, Zürich ⁵1988, Vorwort [ohne Seitenangabe].

¹¹ FRIEDRICH D. E. SCHLEIERMACHER, Dr. Schleiermacher über seine Glaubenslehre, an Dr. Lücke, in: Theologisch-dogmatische Abhandlungen und Gelegenheitsschriften (KGA Abt. 1: Schriften und Entwürfe 10), hg. v. H.-F. Traulsen, Berlin 1990, 307–394, 351. Vgl. auch vom Verf.: DIRK EVERS, Apologetische Theologie im »Weltanschauungskampf«. Der Streit um Theologie und Naturwissenschaften vor und nach 1900, in: Materialdienst der Evang. Zentralstelle für Weltanschauungsfragen 72, H. 12 (2009), 443–455.

Aufnahme statt in reiner Absetzung von Rationalitätsstandards und Einsichten der Naturwissenschaften vollzieht. Man kann nach meiner Wahrnehmung diese Debatten in drei Phasen ordnen, die mit der klaren Herausarbeitung der Dichotomie von Empirie und Theorie beginnen, diese dann in eine pragmatisch fundierte Logik der Forschung überführen und dadurch auch relativieren bis hin zur Verkündung ihrer radikalen Auflösung, die dann aber in einer dritten und gegenwärtig andauernden Phase zu einem pluralen, offenen Realismus unterschiedlicher Couleur zurückgefunden haben. Diese drei Phasen kann man mit den Stichworten »logischer Empirismus«, »kritischer Rationalismus« und »neuer Realismus« bezeichnen.

2. Rationalitätsstandards in den Naturwissenschaften

2.1 Logischer Empirismus

Es war das Programm dieser Schule,¹² einen einheitlichen normativen Begriff von Wissenschaft über alle Disziplinen hinweg zu propagieren, der sich am Ideal

¹² Auch wenn der logische Empirismus in einer strengen Form als gescheitert angesehen werden kann, so sind nicht nur seine Nachwirkungen vor allem in der amerikanischen Debatte und in der analytischen Philosophie überhaupt allgegenwärtig, auch neuere naturalistische Konzeptionen, die in Richtung eines einheitlichen und streng empirisch ausgerichteten Wissenschaftsbegriffs argumentieren, vertreten ähnliche Positionen. Zudem wird immer mehr deutlich, dass in den tatsächlich vertretenen Positionen etwa bei Rudolf Carnap oder Moritz Schlick mehr steckt, als die seit Popper regelmäßig wiederholten Erledigungsansagen zugestehen wollen. Das dokumentiert sich in einer durchaus breiten Palette von Monographien zum logischen Empirismus in den letzten Jahren (vgl. MATTHIAS NEUBER, Dogmenfreiheit als Prinzip. Neuere Literatur zum logischen Empirismus, in: Zeitschrift für philosophische Forschung 65 [2011], 96–114), die auf die undogmatische Pluralität der tatsächlichen Diskurse bis hin zu Quine u. a. in den 1950er Jahren aufmerksam machen, im *Cambridge Companion to Logical Empiricism* von 2007 und der Arbeit an der Moritz-Schlick-Gesamtausgabe und Schlicks intellektueller Biographie vom *Institut Wiener Kreis* an der Universität Wien, der *Forschungsstelle und Dokumentationszentrum* für österreichische Philosophie in Graz und der *Moritz Schlick Forschungsstelle* am Institut für Philosophie der Universität Rostock. Karl Popper hat sich selbst wiederholt zugeschrieben, dem logischen Positivismus den Todesstoß versetzt zu haben. Vgl. z. B. KARL R. POPPER, Wider die großen Worte, in: Gesammelte Werke in deutscher Sprache. Bd. 14: Freiheit und intellektuelle Verantwortung. Politische Vorträge und Aufsätze aus sechs Jahrzehnten, hg. v. H.-J. Niemann, Tübingen 2016, 156–172, 167: »Überdies war meine Kritik des Positivismus erstaunlich erfolgreich. Sie wurde nach vielen Jahren von den überlebenden Mitgliedern des Wiener Kreises weitgehend akzeptiert, so daß der Philosophiehistoriker John Passmore schreiben konnte: ›Der Po-

eines formalisierten Systems orientierte. Freges Logizismus, Russells vollständig axiomatisierte Logik, das antimetaphysische Verständnis von Sprache in ihrem Verhältnis zur Welt der Sachverhalte des frühen Wittgenstein, der Wiener Kreis und der strenge Empirismus oder besser Empiriokritizismus eines Ernst Mach bildeten wichtige Einflüsse oder stellen Varianten der Grundüberzeugung dar. Am Ende muss alles gerechtfertigte Wissen in der einen oder anderen Weise mit wahrnehmbaren, möglichst protokollierbaren Unterschieden in der empirischen Wirklichkeit verbunden sein, und die Verbindung der fundamentalen Wissensbestände mit der Erfahrungswirklichkeit muss ebenso wie die Verbindung der Wissensbestände untereinander einer möglichst strengen logischen Form gehorchen. Nur dann kann man überhaupt von einer sinnvollen, wahrheitsfähigen Aussage über die Wirklichkeit sprechen. Ich zitiere die bekannte Fassung des empiristischen Sinnkriteriums nach Friedrich Waismann: »wer einen Satz ausspricht, der muß wissen, unter welchen Bedingungen er den Satz wahr oder falsch nennt; vermag er das nicht anzugeben, so weiß er auch nicht, was er gesagt hat.«¹³

Wichtig ist festzuhalten, dass es sich um keinen empiristischen Fundamentalismus handelte. Zumindest bei den Hauptprotagonisten Schlick, Carnap und Neurath wird die Theorieabhängigkeit der Beobachtungen immer mitreflektiert und die Wissenschaftstheorie immer als nur nachgeordnete, der faktischen Pluralität der empirischen Wissenschaften nachdenkende, ihrerseits aber nicht abstrakt normative Selbstverständigung über das, was Wissenschaft genannt zu werden verdient, angesehen. Der logische Empirismus war dezidiert anti-fundationalistisch, anti-metaphysisch und durchaus pragmatisch orientiert. Carnaps späteres Toleranzprinzip legt von diesem Anti-Dogmatismus beredtes Zeugnis ab.¹⁴

Es wäre reizvoll, nun ins Detail zu gehen, aber ich verweise nur auf vier Punkte, die dazu führten, das ursprüngliche Programm zu verlassen. Zum *einen* erwies sich das angeführte empiristische Sinnkriterium als problematisch, also die Bindung der Erfahrungssätze an feststellbare Sachverhalte. Es hatte sich herausgestellt, dass das Sinnkriterium nicht auf sich selbst anwendbar ist. Es ist selbst weder ein empirischer Satz noch eine logische Tautologie. Außerdem gilt,

sitivismus ist so tot, wie eine philosophische Bewegung es nur sein kann.« Zum emotional und biographisch angespannten Verhältnis Poppers zum Wiener Kreis vgl. DAVY EDMONDS / JOHN EIDINOW, Wittgenstein's Poker. The story of a ten-minute argument between two great philosophers, London 2001.

¹³ FRIEDRICH WAISMANN, Logische Analyse des Wahrscheinlichkeitsbegriffs, in: Erkenntnis 1, H. 1 (1930), 228–248, 229. Vgl. dazu vom Verf.: DIRK EVERS, Theologie – Erfahrung – Wissenschaft, in: Theologie im Gespräch mit empirischen Wissenschaften (VWGTh 35), hg. v. Matthias Petzoldt, Leipzig 2012, 377–407, 389–393.

¹⁴ Vgl. RUDOLF CARNAP, Mein Weg in die Philosophie, Stuttgart 1993.

dass im Grunde alle wissenschaftlich relevanten Sätze generelle Sätze sind, deren Wahrheit nicht durch Einzelbeobachtungen verifiziert werden kann. Damit ist das *zweite* Problem auf dem Plan, das seit Hume die Wissenschaftstheorie beschäftigt, das Induktionsproblem. Von der Faktizität von Einzelbeobachtungen kann logisch nicht auf die Wahrheit von generellen Sätzen geschlossen werden.

Zu diesen beiden formalen Grundproblemen tritt als *drittes* der Verweis auf die Nichtformalisierbarkeit der faktisch stattfindenden Forschung mit ihren pragmatischen und kreativen Anteilen, die weder empirisch noch logisch ausweisbar sind. Michael Polanyi nannte das später *implicite* oder *personal knowledge* oder auch *the tacit dimension*.¹⁵ Wissenschaft beruht auf Techniken z. B. im Labor, in die Wissenschaftler eingeführt werden und die sie beherrschen, ohne dass sie ihre Grundlagen explizieren könnten. Man könnte die Beherrschung dieser Techniken mit der Fähigkeit des Fahrradfahrens vergleichen. Auch in diesem Fall verstehen wir uns auf mehr, als wir explizit erläutern können. Polanyi hat dies in der oft zitierten These »we can know more than we can tell« zusammengefasst.¹⁶ Hinzu kommt die Rolle von Intuition und Gestaltwahrnehmung, die sich als unverzichtbar und oft erkenntnisleitend für die naturwissenschaftliche Theoriebildung erwiesen haben: »Scientific knowing exists in discerning Gestalten that are aspects of reality.«¹⁷ Unterscheidungen wie die von Vernunft und Erfahrung, Logik und Beobachtung, analytische und synthetische Sätze oder Theorie- und Beobachtungssprache sind in dieser Sicht durchaus relativ und verschieblich. Damit ist auch das *vierte* Problem auf dem Plan, die zunehmend erkannte Bedeutung der historisch kontingenten Dimension in den Naturwissenschaften, mit dem wir zu dem Einspruch Karl Poppers und des kritischen Rationalismus kommen.

¹⁵ Vgl. MICHAEL POLANYI, *Personal knowledge. Towards a post-critical philosophy*, Chicago 2009 und DERS., *Implizites Wissen [The tacit dimension]*, Frankfurt a. M. 1985. Polanyi ist für den Dialog zwischen Theologie und Naturwissenschaften im angelsächsischen Raum wichtig gewesen, vgl. dazu ANDREAS LOSCH, *Jenseits der Konflikte. Eine konstruktiv-kritische Auseinandersetzung von Theologie und Naturwissenschaft (Forschungen zur systematischen und ökumenischen Theologie 133)*, Göttingen 2011, 166–190.

¹⁶ MICHAEL POLANYI, *The tacit dimension* (1966), Chicago, Ill. 2009, 4. Vgl. neuerdings auch Dreyfus und Taylor: »In einem bestimmten Sinn »wissen« wir sehr viel mehr, als wir wissen« (HUBERT L. DREYFUS / CHARLES TAYLOR, *Die Wiedergewinnung des Realismus*, Berlin 2016, 126).

¹⁷ MICHAEL POLANYI, *Science, faith and society* (1946), Chicago⁵1973, 10. Polanyis Beispiel ist unsere Fähigkeit der Gesichtserkennung.

2.2 Kritischer Rationalismus

Schon in den 1930er Jahren hatte Karl Popper dem Verifikationismus des logischen Empirismus seinen Falsifikationismus entgegengesetzt und ihn mit einer Grundhaltung begründet, die er als kritischen Rationalismus bezeichnete. Poppers Theorie dürfte in ihren Grundzügen soweit bekannt sein, dass wir hier nicht genauer darauf eingehen müssen. Ich weise nur darauf hin, dass Poppers *Logik der Forschung* ihren Ausgangspunkt beim Induktionsproblem nimmt und das Verfahren wissenschaftlicher Rationalität nicht als Begründungsverfahren, sondern als kritisches Verfahren einer ausweisbaren Überprüfung versteht, das eingebettet wird in ein differenziertes, nicht-fundationalistisch verfasstes Zusammenspiel von Prüfbarkeit und Wahrscheinlichkeitsüberlegungen. Von Deduktion wird umgestellt auf Bewährung im Wechselspiel von begründeten Vermutungen und empirisch geleiteten Widerlegungen,¹⁸ welche wiederum eingebettet wird in eine Theorie der liberalen, »offenen« Gesellschaft¹⁹ und des Lebens als einem Vorgang des Problemlösens überhaupt.²⁰

Auch hier allerdings stellte sich schnell etwas ein, was man mit Hans Blumenberg als »Lockerung der Systemstruktur durch Ausschöpfung der Systemleistung«²¹ bezeichnen könnte. Poppers Schule führte selbst die Auflösung dieses Zusammenhangs einer rationalen Logik der Forschung auf dem Weg hin zu immer größerer »Wahrheitsähnlichkeit« herbei. Auch hier fassen wir uns kurz. Phänomenologische und pragmatische Perspektiven können von der Popper-schen Logik der Forschung ebenso wenig rekonstruiert werden wie die geschichtliche Kontingenz des faktischen Vollzugs von Wissenschaft. Für die Entgrenzung weg von einem allzu engen Methodenzwang kann stellvertretend das bekannte Diktum des Popper-Schülers Paul Feyerabend stehen: »Anything goes!«²² Entscheidend ist für Feyerabend nicht die Konzentration auf die richtige

¹⁸ Vgl. KARL R. POPPER, *Conjectures and Refutations. The Growth of Scientific Knowledge*, London 2002.

¹⁹ KARL R. POPPER, *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde Bd. I: Der Zauber Platons*, Tübingen 1980 und DERS., *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde Bd. II: Falsche Propheten. Hegel, Marx und die Folgen*, Tübingen 1980.

²⁰ Vgl. u. a. KARL R. POPPER, *Alles Leben ist Problemlösen. Über Erkenntnis, Geschichte und Politik*, München/Zürich 2012 und DERS., *Erkenntnis und Evolution. Zur Verteidigung von Wissenschaft und Rationalität (Gesammelte Werke in deutscher Sprache 13)*, hg. v. H.-J. Niemann, Tübingen 2015.

²¹ HANS BLUMENBERG, *Die Genesis der kopernikanischen Welt Bd. 1–3*, Frankfurt a. M. 1989, 162.

²² PAUL FEYERABEND, *Wider den Methodenzwang. Skizze einer anarchistischen Erkenntnistheorie*, Frankfurt a. M. 1976. Feyerabend bleibt auf ein weites und historisch sich änderndes Kriterium von Brauchbarkeit angewiesen.

Methode, sondern die Orientierung an außer-rationalen Inspirationen (er kann sogar von einer Anti-Regel sprechen), an dem, worin man sich schon auskennt, und an Kreativität und Intuition. »Wissenschaftler lösen Probleme nicht deshalb, weil sie eine Wünschelrute besäßen – die Methodologie oder eine Theorie der Rationalität –, sondern weil sie sich mit einem Problem lange Zeit beschäftigt haben, weil sie die Verhältnisse ziemlich gut kennen«²³ oder weil ihnen zur rechten Zeit das Richtige einfällt. Und für den – allerdings seinerseits allenfalls ansatzweise gelungenen – Nachweis, dass Wissenschaft historisch kontingenten Paradigmen folgt, die ihrerseits Funktion wissenssoziologischer Machtverhältnisse sind, kann Thomas Kuhns Studie zur Struktur wissenschaftlicher Revolutionen²⁴ stehen.

Auch wenn die eigenen Grenzen des kritischen Rationalismus inzwischen mehr als deutlich sind, hat doch die durch Popper begründete philosophische und begründungslogische Rekonstruktion des Vorgangs der Naturwissenschaften sich von einer Modellierung kumulativ wachsender Theoriebestände und ihrer Begründungsstrukturen hin zu einer Analyse der inhärenten Theoriedynamiken verändert, und sie bezieht sich nun primär darauf, wie Theorien entstehen, wie sie verworfen, bewährt oder revidiert werden. Es geht der Wissenschaft nicht um Gewissheit, sondern um methodisch relativ verlässliches Wissen, um eine durchschaubare Balance von Erklärungsanspruch, Nüchternheit und unab-schließbarer Wahrheitssuche, so dass sich die Stilisierung zu einer Szientokratie oder zu einer normativen Despotie vermeintlich endgültig festgestellter Faktizität von selbst verbietet und zugleich jede Rede von alternativen Fakten einer kritischen Prüfung unterzogen werden kann.

2.3 Neue Formen des Realismus

In jüngster Zeit, nachdem David Stove schon von einem Kult des wissenschaftlichen Irrationalismus in der Popper-Schule gesprochen hatte, lässt sich vor diesem Hintergrund eine gewisse Rückkehr zu realistischen Auffassungen feststellen, wobei sich der Fokus weg von der Theorie hin zur Praxis verschoben hat. Realismus ist wieder hoffähig geworden als diejenige wissenschaftsphilosophische Grundhaltung, »that does not make the success of science a miracle«²⁵.

²³ A. a. O., 388.

²⁴ THOMAS S. KUHN, Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt a. M. ⁵1981.

²⁵ HILARY PUTNAM, What is mathematical truth?, in: Mathematics, Matter and Method. Philosophical Papers, Volume 1, Cambridge 1975, 60–78; 73.

Dieser neue Realismus kommt in einem großen Variantenreichtum daher.²⁶ So hat Ian Hacking seit den 1980er Jahren eine Variante eines naturwissenschaftlichen Realismus vertreten, die technische Praxis und Manipulierbarkeit als entscheidende Realitätsindikatoren versteht und nicht Erklärbarkeit. Das Fazit aus den wissenschaftstheoretischen Debatten des 20. Jahrhunderts lautet für ihn: »The lesson is: think about practice, not theory.«²⁷ Als eine komplexe, historisch kontingente Praxis sind die Naturwissenschaften auf zwei Grundformen menschlicher Aktivität begründet, auf Repräsentieren und Intervenieren (Representing and Intervening), wobei Hacking gegen einen Theorienrealismus, also gegen eine echte Entsprechungsrelation zwischen Theorie und Wirklichkeit (Representing), aber für einen Realismus der Entitäten plädiert (Intervening). Sein oft zitiertes Beispiel bezieht sich auf den Bau einer Elektronenschleuder am Stanford Linear Accelerator Center (SLAC); die polarisierte Elektronen auf bestimmte Weise in einen Ball aus Niob, einem seltenen Schwermetall, sprühen soll. Dass es gelungen ist, macht für Hacking deutlich, dass Elektronen real sind: »So far as I'm concerned, if you can spray them then they are real«²⁸.

Eine gegenwärtig diskutierte Alternative zu einem solchen sogenannten Entitätenrealismus ist die eines *Strukturenrealismus*. Als sein Gründervater gilt der Mathematiker Henri Poincaré, aber auch Bertrand Russell, Moritz Schlick, Rudolph Carnap und der späte Quine werden oft dazugerechnet.²⁹ Man könnte aber auch den frühen Cassirer mit seinem Hinweis auf die Umstellung vom Substanz- auf den Funktionsbegriff in diese Reihe stellen.³⁰ Auch der Strukturrealismus vertritt eine moderate Variante eines wissenschaftlichen Realismus, die sehr allgemein ausgedrückt besagt, dass die realistischen Komponenten naturwissenschaftlicher Theorien sich eher auf die strukturelle Gestalt als auf objektartige Entitäten beziehen. Was wir von der Wirklichkeit erfassen können, sind die zwischen Objekten gegebenen Relationen und die diesen aufgeprägte

²⁶ Ohne dass wir weiter darauf eingehen, sei auch auf den neuen Realismus von Markus Gabriel (vgl. MARKUS GABRIEL, Warum es die Welt nicht gibt, Berlin 2015) verwiesen, zu dem es in dem hier Vorgetragenen einige Parallelen gibt.

²⁷ IAN HACKING, Representing and intervening. Introductory topics in the philosophy of natural science, Cambridge 1983, 274.

²⁸ A. a. O., 23. Das erinnert ein wenig an Quines bekannte Definition von Realität: »To be is to be the value of a variable« (WILLARD V. QUINE, On what there is, in: From a Logical Point of View. 9 Logico-Philosophical Essays, Cambridge, MA 1999, 1-19, 15). Naturwissenschaft bezieht sich so auf die Realität, dass diese, vermittelt über Beobachtung und Experiment, als Wertebereich der Variablen der Theorie in Betracht kommt.

²⁹ Vgl. HOLGER LYRE, Lokale Symmetrien und Wirklichkeit. Eine naturphilosophische Studie über Eichtheorien und Strukturrealismus, Paderborn 2004, Kap. 1.

³⁰ ERNST CASSIRER, Substanzbegriff und Funktionsbegriff. Untersuchungen über die Grundfragen der Erkenntniskritik, Darmstadt 1994.

Struktur, nicht aber die Objekte selbst. Etwas salopp gesagt: Ein wissenschaftlicher Realismus verpflichtet uns nicht auf ein bestimmtes Inventar von Gegenständen, sondern auf gewisse strukturelle Beschaffenheiten. Aufgelebt ist die Verteidigung der These, dass eher die Struktur unserer Theorien als das Inventar an Gegenständen auf die Wirklichkeit referiert, seit den späten 1980er Jahren.³¹ Plausibel erscheint sie vor allen Dingen für Bereiche der grundlegenden Physik, bei denen unterschiedliche Beschreibungen desselben Sachverhalts möglich sind, die von ihrer Struktur her isomorph sind, aber von unterschiedlichen ontologischen Vorstellungen ausgehen. So kann z. B. das Verhalten von Gasen entweder mit abstrakten Begriffen wie Druck und Temperatur beschrieben werden oder im Rahmen der kinetischen Gastheorie mit Impulsen und elastischem Stoß.

Inzwischen unterscheidet man verschiedene Spielarten des Strukturrealismus, ontologische, semantische und epistemologische.³² Am radikalsten erscheint die Auffassung eines eliminativen Strukturrealismus, der behauptet, dass es im Grunde nur abstrakte Strukturen gibt nach dem Motto »structure is all there is«³³. Die Unterbestimmtheit der Gegenstandsontologie gegenüber den Strukturen führt hier zu einer Auflösung des Gegenstandskonzepts überhaupt. Doch hat sich diese radikale Auffassung nicht durchgesetzt. Auch von einem einzelnen Elektron in einem ansonsten leeren Universum sollte gelten, dass es eine Ladung hat, auch wenn diese sich in keinem Strukturmerkmal auswirken kann. Ladung ist deshalb kein reines Strukturmerkmal, zumal man anderenfalls auch davon ausgehen müsste, dass Ladung existieren könnte, ohne dass überhaupt eine von der Raumzeit unabhängige exemplifizierende Entität vorhanden ist. Das würde doch die naturwissenschaftlichen Gegenstandskonzepte arg strapazieren.

Nach der Feststellung von Holger Lyre lässt sich in jüngster Zeit eine wechselseitige Annäherung von Strukturen- und Entitätenrealismus beobachten.³⁴ Je nach Gegenstandsbereich und methodischem Zugriff auf natürliche Phänomene kommen eher gegenstandsorientierte oder strukturalistische Beschreibungsweisen in Betracht, ohne dass daraus die eine große Ontologie der Dinge oder die eine Strukturtheorie von allem in naturwissenschaftlicher Perspektive gewonnen werden könnten.

³¹ Vgl. JOHN WORRALL, Structural Realism. The Best of Both Worlds?, in: *Dialectica* 43, H. 1–2 (1989), 99–124.

³² Vgl. JAMES LADYMAN, What is Structural Realism?, in: *Studies in History and Philosophy of Science Part A* 29, H. 3 (1998), 409–424.

³³ STATHIS PSILLOS, *The Structure, the Whole Structure, and Nothing but the Structure?*, in: *Philosophy of Science* 73, H. 5 (2006), 560–570, 560.

³⁴ HOLGER LYRE, Symmetrien, Strukturen, Realismus, in: *Philosophie der Physik* (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 2033), hg. v. M. Esfeld, Berlin 42013, 368–389.

2.4 Fazit

Damit sind wir in der Lage, ein erstes Fazit zu wesentlichen Gesichtspunkten naturwissenschaftlicher Rationalität zu ziehen. *Empirische Kontrollierbarkeit* und *semantische Klarheit und Eindeutigkeit* gehören zu den basalen Rationalitätsstandards naturwissenschaftlicher Forschung. Aber von den *Fakten* oder Beobachtungen hin zur *Theorie* führt ebenso wenig wie von der Theorie zu den Fakten ein direkter Weg. Theorien bestimmen, was überhaupt als relevantes Faktum in Betracht kommt, ohne die konkreten Fakten damit festzulegen; und bestimmte Fakten legen bestimmte Theoriekonzeptionen nahe. Schon Verallgemeinerungen, Induktionen, All-Sätze und funktionale Zusammenhänge sind als solche weder logisch ableitbar noch empirisch unabweisbar. Dennoch sind sie schlechthinniger Beliebigkeit entnommen, vor allem dadurch, dass sie über *negative* Prinzipien wie Falsifikation, Widerlegung und Einschränkung kontrolliert werden können. Naturwissenschaften beziehen sich entscheidend *dadurch* auf die Wirklichkeit, dass sie nicht positiv Unausweichlichkeit behaupten, sondern negativ die *Frage nach dem möglichen Besseren* stellen, und sich theoretisch und experimentell dadurch zu den zu erforschenden Phänomenen ins Verhältnis setzen, dass sie durch sie *irritierbar* sind.

Die geschilderten wissenschaftstheoretischen Debatten machen damit auch auf *pragmatische* und auf andere, nicht streng formalisierbare Seiten naturwissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung aufmerksam. Entdeckungszusammenhänge unterscheiden sich in ihrer Rationalität von Begründungszusammenhängen. In beide aber gehen intuitive Wahrnehmung, ein implizites Gespür für Zusammenhänge, abduktive Kompetenz und praktisches Erfahrungswissen mit ein. In diesen Zusammenhang gehören auch die in naturwissenschaftlicher Theoriebildung geradezu allgegenwärtigen *Übertragungsleistungen*, von metaphorisch gebrauchten Begriffen wie Feld, Kraft oder genetischer Code über anschauliche Modelle etwa von Atomen und Molekülen, über Beschreibungen von kollektiven Entitäten als einheitlichen Objekten und Quasi-Agenten (z. B. Bienenschwarm) bis hin zu narrativen Übertragungsleistungen, wenn etwa der mechanische Begriff des Drucks als Selektionsdruck in die Evolutionsbiologie übertragen wird oder der des Gefälles in die Chemie. Innerhalb der Naturwissenschaften und über ihre Grenzen hinweg findet ein ständiger Semantiktransfer statt, wenn Begriffe und Konzepte übertragen werden und ein Netz von Assoziationen und semantischen Gehalten durch sie aufgerufen wird.

Naturwissenschaftliche Rationalität stellt sich außerdem als dynamischer Zusammenhang von Methoden dar, der von einer *Gemeinschaft* von Individuen betrieben wird. Naturwissenschaftliche Rationalität verweist auf eine *Gruppenrationalität*, die durch Arbeitsteilung, Kommunikationsprozesse, durch soziale Formen und durch Selektionsprozesse innerhalb der tatsächlich stattfindenden Forschung wirksam ist. Auch hier ist allerdings gegen konstruktivistische und

relativistische Ansätze festzuhalten, dass *Theorie* und *Praxis* zwar unauflöslich miteinander verschränkt, aber eben auch nicht zu konfundieren sind. Ob man nun Theorie als eine besondere und vielleicht besonders hohe und artifizielle Form von Praxis versteht oder Praxis auf die mit den Theorien vorgegebene bloße Anwendung von Theorien reduziert, beide Momente wissenschaftlicher Forschung fließen nicht in eins zusammen.

Die Hinwendung zu einem *neuen Realismus* macht deutlich, dass die Naturwissenschaften ihre große Stärke in der qualifizierten, empirisch ausweisbaren Bindung an das Faktische haben, und zwar je nach Gebiet und Gegenstand mehr auf der Ebene der Objekte oder mehr auf der Ebene der Strukturen. Unter keinen Umständen jedoch impliziert dieser Realismus einen enggeführten Naturalismus im Sinne einer naturwissenschaftlich alternativlosen Theorie über alles, die auch noch den Vorgang der Forschung in ihre Theorie mit einholt. Hierin besteht schon rein formal so etwas wie ein performativer Selbstwiderspruch naturalistisch-reduktionistisch interpretierter, empirischer Wissenschaft: Sie postuliert die Erkenntnis einer Wirklichkeit, in der Absichten und Intentionalität gar nicht vorkommen, ohne wahrzunehmen, dass sie damit gerade die Bedingungen der Möglichkeit solcher Erkenntnis verneint. Oder wie Alfred N. Whitehead es einmal spöttisch beschrieben hat: »Ich finde, Wissenschaftler, deren Lebenszweck in dem Nachweis besteht, daß sie zwecklose Wesen sind, sind ein hochinteressanter Untersuchungsgegenstand.«³⁵ Eine realistische Auffassung bestimmter Aspekte der Naturwissenschaften führt dann nicht zu naturalistischen Auffassungen, wenn sie um die Komplexität des damit verbundenen Realismusverständnisses weiß, wie umgekehrt eine Einsicht in diese Komplexität und Kontingenz der Entstehungsbedingungen empirischer wissenschaftlicher Erkenntnis nicht zu relativistischen oder anti-realistischen Auffassungen führen muss. Eine realistische Haltung naturwissenschaftlicher Erkenntnis gegenüber muss nicht zu einer subtraktiven Auffassung von Wirklichkeit im Sinne eines naturalistischen »nichts anderes als« führen, sie kann sich auch als offen erweisen für einen pluralen Zugang zur Realität, der Gegenstände, Fakten, Sachverhalte und verlässliche Theorien in all ihrer komplexen wechselseitigen Verschränkung wahrnimmt und sie einbettet in ein reiches und vielschichtiges Verständnis von Wirklichkeit. Damit komme ich zu einigen Überlegungen zur Theologie, in meinem Fall zur protestantischen Variante akademischer christlicher Theologie, die ich als Beitragender zu einer realistischeren Beschreibung von Wirklichkeit in einem solchen pluralen Sinne verstehen möchte.

³⁵ ALFRED NORTH WHITEHEAD, Die Funktion der Vernunft, Stuttgart 1995, 19. Vgl. dazu jetzt sehr differenziert TETENS, Gott denken (Anm. 1).

3. Realistischere Theologie

Ich verstehe christliche Theologie als die Reflexionsgestalt des christlichen Glaubens, in der die durch diesen Glauben konstituierte Gemeinschaft sich im Zusammenhang der Wirklichkeit zu verstehen, zu orientieren und aus dieser Orientierung heraus sich zu gestalten sucht. Christliche Theologie beginnt mit ihrem Ursprungsereignis, dem Leben und der Botschaft Jesu Christi, und findet ihren ersten Niederschlag in den Schriften des Neuen Testaments. Sie beginnt nicht als allgemeine theistische Theorie. In ihrer protestantischen Form ist sie orientiert an der reformatorischen Grundeinsicht der Rechtfertigung des Sünders, die den bekannten reformatorischen Exklusivpartikeln *sola fide*, *solus Christus*, *sola gratia* und *sola scriptura* gehorcht. Darin bringt sie den zentralen Gegenstand des christlichen Glaubens, das Verhältnis zwischen dem sich dem Menschen mitteilenden Gott und dem von Gott für ein neues Leben im Geist gewonnenen Menschen zum Ausdruck. Als ein sich an entsprechenden Grundphänomenen orientierendes Unternehmen einer *fides quaerens intellectum* ist sie eingebettet in die reichhaltigen Formen christlicher Überzeugungen und christlicher individueller sowie gemeinschaftlicher Lebensformen, und mit alledem ist sie zu verstehen als *theologia viatorum*, d. h. als Erkenntnisbemühung endlicher, fehlbarer und *von sich aus* zur Gottesbeziehung unfähiger Menschen.

In diesem Zusammenhang versucht die christliche protestantische Theologie auch die Wirklichkeit überhaupt im Licht des Evangeliums, der Botschaft vom in Christus den Menschen mit sich verbindenden Gott, zu verstehen. Sie versucht etwas an und in der Wirklichkeit zu explizieren, was die in einem strengen methodischen Sinne feststellbare Wirklichkeit von sich aus nicht zu erkennen gibt. Sie kann dies am Ende nur dadurch tun, dass sie sich auf Vorgänge bezieht und diesen zu dienen sucht, die in metaphorischer, symbolischer, gleichnishafter, expressiver und anderer Rede das Wirken Gottes in, mit und unter den Gestalten der Wirklichkeit zu verkündigen suchen. So erfolgt ihre Explikation eines christlichen Verständnisses von Natur als Schöpfung und vom Menschen als Geschöpf nicht in Form einer empirisch ausweisbaren Beschreibung bestimmter Aspekte der Wirklichkeit, sondern als die Entfaltung eines Wirklichkeitsverständnisses, bei dem unsere Erfahrungen, Kenntnisse und Umgangsformen mit der Wirklichkeit auf die gerade beschriebenen christlichen Grundüberzeugungen bezogen werden. Christliche Theologie ist also als solche keine empirische Wissenschaft. Zugleich aber muss sie im Sinne der geltend gemachten Orientierungsleistung an wesentlichen Stellen auf das bezogen sein, was einen ausweisbaren Unterschied in der Wirklichkeit macht. Ian T. Ramsey hat deshalb davon gesprochen, dass christliche Rede zwar nicht als rein deskriptive Rede missverstanden werden darf, sich aber doch in der einen oder

anderen Fassung auf das beziehen muss, was der Fall ist,³⁶ also so etwas wie eine empirische Passung (»empirical fit«³⁷) ausweisbar sein muss. Einer in diesem Sinne realistischen Theologie sollten deshalb mindestens die folgenden Grundsätze einleuchten:

1. Ähnlich wie die Naturwissenschaften, vor allem seit dem gut beschreibbaren Scheitern eines reduktionistischen Mechanismus im 19. Jahrhundert, sich von Phantasien einer Theorie über alles verabschiedet haben und so etwas wie einen offenen, pluralen Realismus bei ihren Methoden und Gegenstandsbereichen erreicht haben, sollte die Theologie ihren Fokus weg von Begründungsfragen, Letztbegründungen und vermeintlichen transzendentallogisch oder phänomenologisch ausweisbaren Denknöwendigkeiten und eher hin zu konkreteren und kleinteiligeren Fragestellungen wenden, um an ihnen die Konzepte der eigenen Tradition zu bewähren, sie weiterzuentwickeln, neu zu konzeptionalisieren oder auch scheitern zu lassen. Zwischen einem deutungstheoretisch-symbolischen und einem naturalistisch-objektivistischen Wirklichkeitsverständnis liegt ein breites Spektrum an Möglichkeiten, religiöse und theologische Perspektiven zu entfalten.
2. Entlastet von dem Anspruch, eine religiöse Theorie über alles entfalten zu müssen oder für die ersten Fragen und letzten Dinge exklusiv zuständig zu sein, würde eine realistischere Theologie nicht die großen existentiellen Deutungsfragen direkt zum Thema machen, sondern sie dadurch entfalten, dass sie ein Auge für die Details menschlicher Existenzformen entwickelt und dafür, was in unserer Wirklichkeit faktisch der Fall *ist*, ohne dass es der Fall sein *müsste*. Als gemeinschaftliches und methodisch reflektiertes Unternehmen zur Identifizierung und Bearbeitung von Orientierungsproblemen menschlicher Existenz im Licht dessen, was nach christlicher Überzeugung dieser Existenz Grund, Ausrichtung und Ziel verleiht, kann sich christliche Theologie dann sehr verschiedener Methoden, Wissenschaften und Denkformen bedienen.
3. Eine realistischere Theologie sollte nicht etwas *Zusätzliches* von oder an der Wirklichkeit verstehen, sie sollte sich auch nicht nur *auf das Verstehen verstehen* oder sich religiös zum *Selbstverstehen* verhalten und damit auf ihre Weise eine problematische Dichotomie zwischen faktischer Tatsachenwelt und religiöser Selbstdeutung pflegen, sie sollte auch und vor allem deutlich machen, inwiefern sich Religion und Glauben *auf die Wirklichkeit verstehen*. Realist sein heißt ja auch in Alltagsprachgebrauch, sich auf die Wirklichkeit zu verstehen einschließlich der vielen Aspekte empirischer, naturwissen-

³⁶ IAN T. RAMSEY, *Models for divine activity*, London 1973, 58: »Somewhere or other they [i.e. Christian assertions] must encourage us to appeal to »what is the case.«

³⁷ Vgl. z.B. IAN T. RAMSEY, *Models and Mystery. The Whidden Lectures for 1963*, London 1964, 17.

schaftlicher Erkenntnis und technischer Vermittlung, die uns zur Verfügung stehen oder eben auch unserer Verfügung entzogen sind.

4. Eine realistischere Theologie würde insofern die vielen Dimensionen zur Kenntnis nehmen, durch die wir in unsere Wirklichkeit eingebettet sind, aus ihr hervorgehen und zugleich nicht in ihr aufgehen, weil wir uns gemeinschaftlich, verstehend und orientierend auf sie zurückwenden und uns *darin* auch zu uns selbst verhalten. Im Prozess der Wahrnehmung und in der Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit gehen uns nicht einfach Überzeugungen auf, die andere Überzeugungen rechtfertigen und ihrerseits von anderen gerechtfertigt werden. Vielmehr wird eine Fülle von semantischen, praktischen und kognitiven Fertigkeiten aktiviert, durch die wir das Netz unserer Überzeugungen durch Interaktion mit unserer Umwelt und miteinander aufbauen. Wir geraten in Kontakt mit den Wirklichkeiten konkreten Lebens nie allein durch Reflexion, sondern immer nur im Verbund mit einem ganzen Ensemble von Lebensvollzügen wie Fühlen, Entscheiden, Wollen, Handeln, Kommunizieren und anderen mehr, die zur Konsolidierung unserer Erfahrungen und damit auch zu ihren Interpretationen beitragen. Die zunehmende Komplexität empirischer Wirklichkeitszugänge zeigt sich im Übrigen auch daran, dass die sich ausdifferenzierenden Einzelwissenschaften von immer weniger immer mehr wissen und zunehmend Brückendisziplinen und Brückenkompetenzen entwickelt werden, ohne dadurch *das* wissenschaftliche Bild der Wirklichkeit zusammensetzen zu können. Von den Mysterien der Quantenphysik über die relativistischen Zusammenhänge der Raumzeit und der modernen Kosmologie bis hin zu den Gesetzen komplexer Systeme, von der Chemie der Bindungen bis hin zur Biochemie unseres Gehirns, von den bildgebenden Verfahren der Hirnforschung bis hin zur empirischen Kognitionswissenschaft, von der Genetik bis zur Verhaltensbiologie – es wäre eine Illusion, aus all diesen durch einen komplexen Methodenapparat gewonnenen Fragmenten die einheitliche Ordnung der Dinge zusammensetzen zu wollen, zu denen dann Gott oder Wunder oder Gebet oder Offenbarung oder andere religiöse Kategorien entweder als zusätzliche Gegenstände oder als Deutungsbegriffe hinzugefügt werden.
5. Was wir unter Wirklichkeit verstehen, geht immer aus der Kooperation von Welt und Mensch hervor, so dass wir nicht einfach nur genau hinschauen müssen, um das vorgegebene Faktische als solches bloß noch zu entziffern, sondern immer konstruktiv beteiligt sind. Der Kontakt zwischen uns und der Welt wird weder von uns bestimmt noch von der Welt festgelegt, sondern ist eine Koproduktion. Das bedeutet aber auch – und die relative Verlässlichkeit empirischer Erkenntnis bestätigt dies –, dass wir immer schon mit Wirklichkeit umgehen, so dass wir durch unser Eingebettetsein in die Wirklichkeit mehr wissen, als wir sagen können, und es uns deshalb unmöglich ist,

»völlig im Irrtum zu sein«³⁸. Und es impliziert, dass der Welt eine Fremdheit und Entzogenheit, eine Gegen-Ständlichkeit im ursprünglichen Sinne bleibt, an der wir uns abarbeiten, an der wir immer wieder scheitern, deren Widerstand wir erfahren und deren Uneinholbarkeit wir nur immer wieder auf neue Weise zur Kenntnis nehmen können. Foucault hat Recht, dass wir »uns nicht einbilden« sollten, »daß uns die Welt ein lesbares Gesicht zuwendet, welches wir nur zu entziffern haben«. Doch schließt das nicht aus, dass die Wirklichkeit »Komplize unserer Erkenntnis« ist.³⁹ Theologisch hat diese Figur ihr Pendant in dem reformatorischen Gedanken, dass auch der Heilige Geist zugleich »yinnerlich und eusserlich« wirkt: »Ynnerlich durch den glauben und ander geistlich gaben. Eusserlich aber durchs Euangelion, durch die tauffe und sacrament des altars«⁴⁰.

³⁸ HUBERT L. DREYFUS / CHARLES TAYLOR, Die Wiedergewinnung des Realismus, 200.

³⁹ MICHEL FOUCAULT, Die Ordnung des Diskurses, Frankfurt a. M. ¹⁰2007, 34.

⁴⁰ MARTIN LUTHER, Vom Abendmahl Christi. Bekenntnis, WA 26, 506.